

Wir kümmern uns!

Caring Communities – was ist darunter zu verstehen? Und wie kann die Gemeinde die Sorgende Gemeinschaft stärken?

Tagung «Sorgende Gemeinschaft» vom 11. Dezember 2020 in Schenkon

Von Beat Bühlmann

Erstens: Was macht Corona mit uns? Oder: Was machen wir mit Corona?

«Ich habe immer gemeint, dass wir den Jungen egal sind – und jetzt kommen die, und helfen uns.» So wunderte sich eine ältere Frau in der Stadt Luzern und dankte für den Sondereinsatz im Lockdown vom letzten Frühling. Pfadi, Blauring und Jungwacht hatten unkompliziert und schnell in den Stadtquartieren einen Einkaufsdienst für ältere Menschen organisiert und mehr als 600 Einsätze geleistet. Das waren bis zu 40 Einkäufe täglich. Diese Quartierhilfe war niederschwellig organisiert. Wer Hilfe benötigte, konnte sie über eine gemeinsame Telefonnummer erreichen, die Jungen selber organisierten sich quartierbezogen über Whatsapp. Der Luzerner Stadtrat hat deshalb den Jugendorganisationen kürzlich den Anerkennungspreis Quartierleben, dotiert mit 5000 Franken, verliehen. «Der Einsatz der Jugendorganisationen hat gezeigt», so lobte Sozialdirektor Martin Merki diesen Effort, «dass Solidarität in einer Pandemie auch mit Distanz möglich ist.»

Diese Solidarität war auch in meinem eigenen Quartier zu spüren. Kaum hatte der Bundesrat uns alle, die wir als Risikogruppe apostrophiert wurden, dazu aufgefordert, daheim zu bleiben und ja das Einkaufen zu unterlassen, war draussen bei der Bushaltestelle der Informationszettel «Quartierhilfe» angeschlagen. *Gehören Sie zur Corona-Risikogruppe? Können oder wollen Sie Ihre Wohnung nicht mehr verlassen?* Dann solle man sich doch bitte melden. Die Mitarbeitenden von Vicino Luzern und der Genossenschaft Zeitgut stünden für Telefongespräche, Lebensmitteleinkäufe oder andere Besorgungen zur Verfügung. Ich war beeindruckt – und auch berührt.

Die Caring Community, die Sorgende Gemeinschaft, war unversehens nicht nur ein modisches Schlagwort, sondern ein Versprechen für eine solidarische Gesellschaft. Gerade in Zeiten von Umbruch, Unsicherheit und neuer gesundheitlicher Bedrohung wie das Corona-Virus sei die Caring Community widerstandsfähiger als atomisierte Gesellschaften, sagt der Altersforscher François Höpflinger. Zitat: «So wie eine gute Wasser- und Energieversorgung Grundaufgaben einer Gemeinde sind, wird deshalb in Zukunft auch die Förderung und Stärkung gemeinschaftlicher sozialer Beziehungen zu den steuerlich finanzierten Gemeindeaufgaben gehören müssen.» (Gerontologie CH, 2/2020).

Zweitens: Caring Community – was ist das?

Der Begriff der Caring Community, so versuchte es der deutsche Sozialexperte Thomas Klie auf den Punkt zu bringen, etablierte sich langsam als politisch aufgegriffener Leitbegriff für eine neue Weise, «sozialstaatliche Verantwortung und lokales Engagement miteinander zu verbinden». Wir könnten auch sagen: Die Sorgende Gemeinschaft bedeutet ein Zusammenwirken von **Familie** – Stichwort Angehörigenpflege -, **Zivilgesellschaft** – zum Beispiel Nachbarschaftshilfe oder Sterbebegleitung – und dem **Wohlfahrtsstaat** - der etwa die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie mit Kitas fördert oder die Angehörigen bei der Pflege unterstützt. Diese Subsidiarität ist ein zentrales Prinzip der Sorgenden Gemeinschaft.

Dabei steht die Sorge vor Ort, im vertrauten Quartier, im eigenen Dorf im Vordergrund. Die Sorgende Gemeinschaft ist eine Aufwertung des Lokalen, ein Lernfeld im Sozialraum vor der eigenen Haustüre. «Wenn eine Nachbarschaft nicht mehr mitbekommt, ob eine alte Frau noch lebt oder nicht, ob sie die alltäglichen Dinge ihres Lebens besorgen kann, dann fehlt es an der sozialen Aufmerksamkeit», so Thomas Klie.*

Die Sorgende Gemeinschaft, das muss ich hier kurz einfügen, kümmert sich selbstverständlich nicht nur um die Alten; sie ist ein generationenübergreifendes Projekt. Sorge tragen müssen wir zum Beispiel auch für die Jungen, die sich um ihre Zukunft sorgen: AHV, Klimawandel, Arbeitslosigkeit sind nur drei Stichworte dazu. Sorge tragen müssen wir für die sozial Schwachen und gesellschaftlich Randständigen. Oder für die Flüchtlinge, die sich nicht zu Hause fühlen.

Die Corona-Pandemie hat die gesellschaftlichen Brennpunkte ins grelle Licht gerückt. Covid-19 hat zum Beispiel die «soziale Isolation vieler betagter Personen noch weiter verstärkt», wie der Zürcher Psychiater Michael Sacchetto-Mussetti sagt. (NZZ, 31. Oktober 2020) feststellt. Einsamkeit und soziale Isolation, das ist für uns alle nachvollziehbar, schaden der psychischen wie der körperlichen Gesundheit. So verzeichnete die Dargebotene Hand in diesem Jahr einen «dramatischen Anstieg der Suizidalität», vor allem bei den über 65-Jährigen. Die Sorgende Gemeinschaft ist allerdings kein Notfallszenario nur für Krisenzeiten. Wir brauchen sie über Corona hinaus. Denn Individualisierung, Einsamkeit, Bedürftigkeit und Armut können wir nicht mit neuen Impfstoffen aus der Welt schaffen.

Was also ist zu tun, um die Netzwerke in der Gemeinde zu stärken? Wie können – auch betagte - Menschen im Alter leben, und zwar so leben, dass sie dazugehören? Wie kann die Nachbarschaft reaktiviert werden, in ihrer sozialen Aufmerksamkeit und diskreten alltäglichen Solidarität?

Drittens: Sorgeskultur nach Betty Bossi?

Es gibt leider kein fixfertiges Rezept, das wie Betty Bossi immer funktioniert, kein fixes Modell A, B oder C aus dem Katalog der Sorgenden Gemeinschaft. Aber es empfehlen sich immerhin einige Zutaten aus der kommunalen Küche, die dazu beitragen können, dass private Initiativen zur Sorgeskultur so schön aufgehen wie ein Apfelkuchen nach Betty Bossi.

Erstens: Gemeindeverwaltungen haben ihre eigenen Gesetzmässigkeiten, Abläufe und Vorschriften. Wer die Sorgende Gemeinschaft stärken will, muss manchmal auch über den eigenen Schatten springen und der Kreativität Freiraum zugestehen. Bürokratie und langatmige Sitzungen sind Gift für freiwilliges Engagement. Innovative Ideen zulassen, Freiraum gewähren, Partizipation ermöglichen.

Zweitens: Unterstützung anbieten. Zum Beispiel Räumlichkeiten den Freiwilligen unentgeltlich zur Verfügung stellen. Oder ein Kopierer, um Flyer in Umlauf zu bringen. Eine kleine Kasse für Quartieraktivitäten einrichten, um neuen Ideen etwas Schub zu geben. Und vielleicht auch eine Anlaufstelle einrichten, wo sich Projektteams Rat und allenfalls Sachwissen holen können.

Drittens: Zeigen, dass die Gemeinde das Engagement der Zivilgesellschaft schätzt, wie der Anerkennungspreis Quartierarbeit für Pfadi und Blauring. Die Stadt Luzern lädt seit ein paar Jahren die 64-jährigen Frauen und 65-jährigen Männer zum «Zwischenhalt» ein. Was die Jungbürgerfeier für die jungen Stimmberechtigten, ist der «Zwischenhalt» für die die neuen AHV-Rentnerinnen und –Rentner: eine Aufforderung der lustvollen Art, sich weiter am gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben in der Gemeinde zu beteiligen.

Und schliesslich **viertens:** Die Sorgende Gemeinschaft ist kein Millionenprojekt; es braucht dazu keine Zonenplanänderung und Baugespanne. Hilfreich sind hingegen kleinere und grössere Leuchttürme, die ein Beispiel geben für eine solidarische Gesellschaft. Doch ganz gratis ist die Sorgende Gemeinschaft nicht zu haben. Die Stadt Luzern hat zum Beispiel mit der Genossenschaft Zeitgut vor kurzem eine Leistungsvereinbarung getroffen.

Zeitgut engagiert sich seit sieben Jahren für das selbstbestimmte Leben von älteren Menschen. Das Prinzip ist einfach: In einem Stadtquartier - oder eben in einem Dorf – werden Gruppen aufgebaut, die sich gegenseitig Nachbarschaftshilfe leisten. Dazu werden Tandems mit Freiwilligen und Bedürftigen gebildet. Wer mithilft, bekommt Zeitgutschriften, die für den eigenen Bedarf angespart oder verschenkt werden können. Dabei geht es nicht um professionelle Pflege, sondern um Begleitung und Alltagshilfe.

Zeit ist Geld - das haben wir schon früher gehört, wenn wir uns sputen sollten. Doch diesen Spruch könnten wir auch anders verstehen: Wer Zeit hat und sie anderen schenkt, schafft Sozialkapital – und stärkt somit die Sorgende Gemeinschaft. Wer sich Zeit nimmt für andere - für ein Gespräch, für Krankenbesuche, für eine Patenschaft, für die Begleitung von Schwerkranken – leistet eine persönliche Investition für eine solidarische Gemeinschaft.

Viertens: Und jetzt alle auf Facebook?

Die Corona-Pandemie hat es uns eindrücklich vorgeführt: Die digitale Transformation wird unsere Gesellschaft nachhaltig verändern. Sie kann auch der Sorgenden Gemeinschaft unter die Arme greifen. Um nur zwei Beispiele aus der Region zu nennen: In Ruswil hat Patrick Wicki bereits am 19. März, also gleich nach dem Lockdown, auf Facebook die Gruppe «Ruswil – mitenand ond förenand»

aufgeschaltet, die innert kürzester Zeit 500 Mitglieder umfasste – und Ruswil als solidarischstes Dorf der Schweiz in die Schlagzeilen brachte. Und seit dem 1. Dezember hat die Pfarrei Sursee ein Online-Adventskalender aufgeschaltet; jeden Tag gibt es ein paar besinnliche Worte zum Advent.

«Das Comeback der Nachbarschaftshilfe», titelte die Luzerner Zeitung (3. November 2020). Solidarität im persönlichen Umfeld könne bald wieder in grösserem Masse gefragt sein, sagte sie zu Beginn der zweiten Corona-Welle voraus. Tatsächlich hat die Nachbarschaftshilfe stark an Wertschätzung gewonnen. So stossen in Deutschland seit Jahren neue Apps wie **Nextdoor.de** oder **nebenan.de** auf grosse Beachtung. Bei nextdoor.de, so liest man auf deren Webseite, «trifft man sich in der Nachbarschaft, um neue Nachbarn zu begrüßen, Empfehlungen auszutauschen und die neuesten lokalen Nachrichten zu lesen. Hier können Nachbarn lokale Unternehmen unterstützen und aktuelle Informationen von Behörden abrufen. Hier kann man sich Werkzeug von Nachbarn ausleihen oder alte Möbel verkaufen. Herzlich willkommen, liebe Nachbarin, lieber Nachbar!!»

Das sind spannende Projekte; es lohnt sich, da mal reinzuschauen. Doch wie können wir im grossen Internet-Angebot den Überblick wahren und uns nutzbringend orientieren? Und kann die ältere Generation mit dieser neuen digitalen Kommunikation überhaupt umgehen?

Eine Sorgende Gemeinschaft, so viel ist klar, braucht Vernetzung und Koordination, um die Kräfte zu bündeln. Wo und wie kann ich mich engagieren? Wie werden die vielseitigen Angebote koordiniert und miteinander abgestimmt? Wo findet ein Austausch statt, wo kann ich mich für mein bürgerschaftliches Engagement weiterbilden? Und nicht zuletzt: Wie werden Doppelspurigkeiten und Sandkastenübungen vermieden? Es braucht also digitale Plattformen, um die Angebote in der Gemeinde und in der Region sichtbar zu machen. Und diese Plattformen müssen dann auch bewirtschaftet werden. Mit der Webseite «Alter bewegt» hat auch die Region Sursee einen Anfang gemacht. Aber ist diese neue Form der Vernetzung auch alterstauglich? Sind Hochbetagte in der Lage, diese Angebote zu nutzen? Und wie können wir sie allenfalls unterstützen?

Zum einen müssen wir darauf bestehen, dass die Hilfsangebote auch analog, also über Telefon oder Flyer zugänglich, Beratungen im persönlichen Gespräch weiterhin möglich sind. Zum anderen müssen wir aber – und das ist die grosse Herausforderung der nächsten Jahre – die ältere Bevölkerung befähigen,

Whatsapp, Mails oder Internet zu nutzen. Und sie notfalls mit Support unterstützen. Auch Weiterbildungen, wie sie Pro Senectute Kanton Luzern im neuen Bildungsprogramm unter dem Motto «Fokus Digitale Befähigung» anbietet, sind hilfreich. So können Interessierte beispielsweise einzelne Kurse im Live Stream verfolgen.

Ohne digitalen Anschluss, das lässt sich heute schon sagen, wird die gesellschaftliche Teilhabe stark erschwert sein. Im Forum Luzern60plus verschicken wir Einladungen und Mitteilungen per Mail, auch der Newsletter Luzern60plus ist nur digital zu lesen, und der Ausschuss machte diese Woche seine Sitzung über Zoom. Auch im familiären Bereich geht es, zumal in Corona-Zeiten, oft nur übers Internet. Am letzten Sonntag haben wir uns in der Familie zum Jass über Schieber.ch getroffen. Man kann da nicht auf den Tisch klopfen, dafür werden die Karten fix gemischt und verteilt und die Karten danach in Sekundenschnelle gezählt. Kurz: Im digitalen Feld gibt es neue Formen der Vernetzung und der Familienkontakte, die auch vor der älteren Generation nicht Halt machen werden. Umso besser, wenn sie davon profitieren kann.

Fünftens: Und wo nehmen wir die Freiwilligen her?

Wichtiger als SMS und Tweets und digitale Jassteppiche sind allerdings weiterhin Menschen und persönliche Kontakte. Das ist ja der Kern der Sorgenden Gemeinschaft. Doch wo finden sich die Männer und Frauen, die eine kommunale Sorgeskultur mittragen? Haben Seniorinnen und Senioren überhaupt Lust und Zeit, sich freiwillig zu engagieren?

Es gibt keine Pflicht für Gratiseinsätze. Die Gemeinde kann Freiwillige nicht einfach rekrutieren wie beim Zivilschutz. Aber ist das überhaupt nötig? Hat das bürgerschaftliche Engagement nicht für sich selber einen Wert? Kann Ruhestand allein wirklich glücklich machen? Wer eine sinnvolle Tätigkeit ausübt und sich in der Gesellschaft nützlich macht - in der Nachbarschaft, im Demenz-Café oder als Lesementorin - hat mehr vom Leben. «Das Gefühl, von anderen Menschen gebraucht zu werden, bildet ein bedeutendes Motiv vieler Menschen bis ins hohe Alter», sagt der deutsche Altersforscher Andreas Kruse.

Was kann die Gemeinde also tun? Sie kann aufzeigen, wo freiwilliges Engagement gefragt ist und welche Erwartungen damit verbunden sind. In Luzern organisiert das Forum Luzern60plus, alles Freiwillige, seit 2013 alljährlich in der Kornschütte

(Altstadt) den Marktplatz60plus, eine Plattform für das freiwillige Engagement. Über dreissig gemeinnützige Organisationen zeigen an ihren Marktständen, wo Freiwillige gebraucht werden – zum Beispiel Caritas und Benevol, die Alzheimervereinigung und Pro Musicante, Innovage oder die Ornithologische Gesellschaft, das nächste Mal am 26. Mai 2021.

Zum Schluss nochmals das Zitat von François Höpflinger, weil es die Dringlichkeit des Anliegens unterstreicht: «So wie eine gute Wasser- und Energieversorgung Grundaufgaben einer Gemeinde sind, wird deshalb in Zukunft auch die Förderung und Stärkung gemeinschaftlicher sozialer Beziehungen zu den steuerlich finanzierten Gemeindeaufgaben gehören müssen.»

Wie Wasser und Strom, so brauchen wir Sorgeskultur und nachbarschaftliche Aufmerksamkeit in der Sorgenden Gemeinschaft. Ich wünsche weiterhin Ihnen viel Elan und lustbetonte Tatkraft beim Aufbau in Ihrer Gemeinde!

**Thomas Klie: Wen kümmern die Alten? Auf dem Weg in eine sorgende Gesellschaft. Droemer Verlag, München 2019.*

Beat Bühlmann, Journalist und Gerontologe, leitete von 2012 bis 2016 das städtische Projekt «Altern in Luzern». Er gehört dem Ausschuss des Forums Luzern60plus an. beat.buehlmann@luzern60plus.ch

www.luzern60plus.ch

11.12.2020/BB